

„Homosexualität ist doch eigentlich gar kein Problem mehr...“

Von Ilka Borchardt und Heiko Reinold

Das LSVD-Projekt „Homosexualität und Familien – eine Herausforderung für familienbezogenes Fachpersonal“ wird als bundesweites Modellprojekt von 2011 bis Mitte 2014 vom Bundesfamilienministerium (BMFSFJ) gefördert. Unser Auftrag war es, Fortbildungen, Fachvorträge und Informationsmaterialien für Fachpersonal aus der Sozialen Arbeit mit Familien bereit zu stellen. Schwerpunktmäßig haben wir uns mit den Themen Spätes Coming-out, Großeltern in Regenbogenfamilien und Homosexualität im Kontext von Migration beschäftigt. Der Fokus lag dabei stets auf den Bedarfen, Fragen und Anliegen von Angehörigen von Lesben und Schwulen.

Seit Projektbeginn im Juli 2011 haben wir in über 80 Veranstaltungen mehr als 1.400 Teilnehmende erreicht. Die Fortbildungen waren dabei sowohl träger- oder teamintern, als auch trägerübergreifend und reichten in der Dauer von einem bis zu drei Tagen. Die Teilnehmenden unserer Fortbildungen kamen aus den verschiedenen Bereichen der Sozialen Arbeit, von Jugendamt bis Politik, von Schulsozialarbeit bis offene Jugendarbeit und von Familien-, Ehe- und Lebensberatung bis zur Familienbildung.

Im Folgenden stellen wir Ihnen weniger die einzelnen Schwerpunktthemen des Projekts vor. Dazu wird es im Verlauf des Nachmittags noch kompetente Inputs geben. Was wir Ihnen nun anbieten, ist ein Einblick in die Erfahrungen, die die Teilnehmenden in den Feedbackrunden immer wieder hervorgehoben haben. Aber auch unsere Beobachtungen der Gruppendynamik und Fragen von Teilnehmenden.

Was wir ganz oft in unseren Fortbildungen gehört haben, sind die Aussagen „Homosexualität ist doch eigentlich gar kein Problem mehr...“ oder im Beratungskontext „Das Thema denken wir mit, Schwule und Lesben sind doch genau so normal wie alle anderen...“. Zunächst deckt sich das nicht mit der Münchener Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe von 2011. Die Autorinnen und Autoren dieser Studie sehen vielmehr einen hohen Handlungsbedarf in der Kinder- und Jugendhilfe zur Verbesserung der Lebenssituation junger Lesben, Schwulen und Transgender.

Bei genauerer Betrachtung stimmen unsere Erfahrungen aber mit den Münchener Ergebnissen überein. Denn viele Fachkräfte fühlten sich zwar prinzipiell recht sicher im Umgang mit gleichgeschlechtlichen Lebensweisen und verfügten über ausreichend Wissen. Die Mehrheit jedoch kannte weder die Phasen eines Coming-outs oder die Bedeutung für die Betroffenen, noch gab es regelmäßigen Fachaustausch zum Thema. Eine Fortbildung durfte also nicht nur auf der Vermittlung

von fachlichem Wissen basieren. Wir haben vielmehr auch die Fachkräfte als Personen mit eigenen Stereotypen und Unsicherheiten angesprochen.

Das Verblüffende aber ist, wenn ein Perspektivwechsel bei den Teilnehmenden eintritt: In der Sensibilisierungsphase am Anfang verdeutlichen wir mit unterschiedlichen Methoden die Heteronormativität: die omnipräsente Zwei- bzw. Gegengeschlechtlichkeit. Und wie sich diese durch das ganze Leben, ja auch mal exemplarisch anhand einer Traumreise, durch den ganzen Tag zieht. Das löst meist Überraschung aus und es war vielen Teilnehmenden nicht bewusst, bzw. hatten sie noch keinen Anlass dieses in Frage zu stellen.

Neben der Überraschung darüber konnte die immense Bedeutung von Diskriminierung in allen Formen verdeutlicht werden. Daraus ergibt sich auch der Grund, warum sich Menschen zu einem Coming-out entschließen und was ein Coming-out überhaupt zu bedeuten hat. Warum es – auch heute noch – sehr schwierig ist. Egal ob in der Großstadt oder in einem Dorf. Erst wenn die Fachleute verstehen, was ein Outing bedeutet, können eben diese Fachleute auch die Angehörigen von Homosexuellen kompetent beraten und begleiten. Denn bei den Angehörigen ist es oft Scham und Unwissenheit was sie davon abhält, offen über ihre Bedürfnisse zu reden.

Interessant war aber auch, Heteronormativität als geschlechtsspezifische Aspekte wirken zu sehen, z.B. als hegemoniale Männlichkeit. Das geschah beispielsweise dadurch, dass bis spätestens zur Mittagspause die meisten männlichen heterosexuellen Teilnehmer sich in der Fortbildung als heterosexuell outeten, auch wenn es weder durch unsere Inputs noch durch Reflexionsübungen oder Gruppendiskussionen einen Anlass dazu gegeben hätte. Nicht selten führte das zu einer Art männlichem Machtkampf, der von den Teilnehmern entweder im Plenum oder auch in den Kaffeepausen in Kleingruppengesprächen angestrengt wurde. Da galt es einerseits persönlich auszuhalten und als Trainer die entsprechenden Teilnehmer nicht bloßzustellen, aber die Dimensionen der hegemonialen Männlichkeit trotzdem sichtbar für alle zu machen.

Auf der anderen Seite wurde auch fast immer angebracht „Lesben haben es ja leichter. Wenn die Händchen haltend durch die Stadt gehen, passiert denen ja nichts.“ Klar, „Schwulen-Klatschen“ ist bekannt, aber Frauen als nicht sexuell selbstbestimmt wahrzunehmen und ihnen quasi generell die Sexualität abzusprechen, sie unsichtbar zu machen und nicht ernst zu nehmen ist definitiv eine Form der Diskriminierung. Von der korrektiven Vergewaltigung, oder der angedrohten, gar nicht erst zu reden. An diesen beiden Beispielen wird deutlich, wie stark das Thema Homosexualität mit Geschlechteraspekten verwoben ist. Und das konnten wir dank der geschlechtsparitätischen Besetzung des Teams überzeugend vermitteln.

Es war auch gerade die Vermittlung von Kompetenzen und Wissen gleichermaßen, die die Teilnehmenden immer wieder hervorhoben. Einerseits waren zwar einige der Ansicht, ausreichend informiert zu sein über gleichgeschlechtliche Lebensweisen. Andererseits aber wurden in vielen Reflexionsübungen die Grenzen dieses Wissens deutlich. Egal ob es nun um die Abschaffung des § 175 ging, die Frage danach ob Homosexuelle Blutspenden dürften oder um sogenannte korrektive Vergewaltigungen. Das Bedürfnis nach mehr Wissen drückt zwar die Hoffnung auf mehr Handlungssicherheit in der Praxis aus. Diese kann aber auch trügerisch sein und selbst wieder Stereotype reproduzieren, z.B. in Fragen nach kulturspezifischem Umgang mit Homosexualität. Es ist uns nicht selten passiert, dass am Ende des Fortbildungstages die Frage gestellt wurde: „Was mache ich aber nun, wenn ich eine russischsprachige oder türkischstämmige Familie mit einem Coming-out in der Beratung habe?“ Eine unserer Aufgaben bestand also darin, nicht nur homophobe oder homonegative Stereotype in der Sozialen Arbeit gemeinsam zu reflektieren. Sondern auch kulturrassistische oder kulturalistische Stereotype standen auf der Tagesordnung. Denn vielfach erwiesen sich die Fragen nach Patentrezepten im Umgang mit Migrationsfamilien als Sorge vor kultur-un-sensiblen Umgang mit Klientinnen und Klienten mit Migrationshintergrund. Es handelte sich also stets um die Reflexion von mehrfachen Stereotypen und der Sensibilisierung für ihre Komplexität: aufgrund von sexueller Identität, von Geschlecht und von einem vermeintlich anderen kulturellen Hintergrund.

Doch möchten wir hier auch ausdrücklich allen Teilnehmenden unserer Fortbildungen danken. Genauso wie wir bei den Teilnehmenden eine Sensibilisierung in Gang gebracht haben, mussten auch wir unsere eigenen Vorurteile und Stereotypen überdenken. Diese wahrzunehmen, bzw. erstmal als solche zu erkennen ist für uns alle eine alltägliche Aufgabe. Auch die Sensibilität in der Sprache, ja, wie wichtig die Wortwahl an sich ist – und wie sie vom Gegenüber wahrgenommen wird. Oft wurden wir gefragt „Darf ich denn schwul sagen?!“ oder die Teilnehmenden hatten Angst, Schimpfwörter als Beispiele zu benutzen, als es um Diskriminierung und Gewalterfahrungen ging. Deshalb war es gerade in den Fortbildung sehr wichtig, eine vertraute Atmosphäre zu schaffen. In diesem geschützten Raum konnten wir mit unseren Stereotypen und Vorurteilen frei umherwerfen – natürlich auch mit etwas Humor und Augenzwinkern.... Gerade dafür bekamen wir durchweg eine sehr positive Resonanz.

Sehr viel Spaß haben uns die Seminare mit Studierenden der Sozialen Arbeit und uns auch immer wieder motiviert, denn in unserem Nachwuchs steckt enorm viel Potential und das Interesse, das Thema der sexuellen Vielfalt in der Lehre zu behandeln und für die Praxis gerüstet zu sein. So haben auch Studierende ehrenamtlich an ihren Hochschulen kreativ Werbung für unser Seminar gestaltet, in Form von Postern und Flyern. Selbst an konfessionellen Hochschulen – so viel zu unseren eigenen Stereotypen. ☺

Bei dem Thema nächste Generation möchten wir auch unsere Kooperationen mit Jugendzentren hervorheben und uns für die Beiträge, z.B. aus Filmworkshops, die wir für die Fortbildungen benutzen durften, herzlich bedanken. Beispielhaft sind hier queerblick e.V. und der Sonntagsclub zu nennen.

Bei jeder Fortbildung ging es auch immer um das Thema der institutionellen Öffnung: Also wie kann ich mich als Beratungsstelle zum Thema sexuelle Vielfalt öffnen? Dazu haben wir einen ganzen Katalog erarbeitet und mit den Teilnehmenden stetig weiter ausgefüllt. Die Ergebnisse finden Sie auch in unserem Handbuch. Aus Rückmeldungen, teils erst Monate später, wurde uns z.B. von einer Beraterin berichtet: „Der Klient hatte keine Angst über seine Homosexualität zu reden, da er meinen Kugelschreiber gesehen hat.“ Nun – es war unser Projektkugelschreiber mit „Homosexualität und Familien“ und dem Klienten war klar, hier kann ich meine Themen offen ansprechen. Die Beraterin war sehr überrascht, wie mit ganz kleinen Gesten den Klientinnen und Klienten eine Offenheit signalisiert werden kann.

Oder ein Berater schrieb uns: „Ich habe es wirklich mal versucht geschlechtsneutral und nicht heteronormativ zu fragen. Also habe ich einen Klienten gefragt ob seine Frau nach der Trennung nun mit einem anderen Mann oder einer anderen Frau zusammen sei. Der Klient hat die Frage nach einer anderen Frau tatsächlich überhört. Wäre es aber ein Spätes Coming-out, hätte er es wahrgenommen und hätte sein Thema leichter ansprechen können.“

Und erst kürzlich hat uns eine Teilnehmerin aus einer Erziehungsberatungsstelle in Rheinland-Pfalz freudig angerufen. Auf ihre Anregung hin diskutierte ihr Team lange die Frage, ob eine Beratung für Regenbogenfamilien explizit im Angebotskatalog aufgeführt werden sollte, oder ob das nicht andere Klienten verschreckt. Das Team entschied sich dafür und nahm das Thema auf. Und an ihrer Eingangstür klebt nun einen Regenbogenfahnenaufkleber, den ihnen ihre erste Regenbogenfamilie besorgt hat. Das wollte sie uns einfach mal mitteilen.

Das sind solche Anrufe, da wissen wir, warum wir das alles machen.

Uns bleibt nun den bisher genannten Erfahrungen noch ein persönliches Fazit hinzuzufügen:

Eine unserer wichtigsten Erfahrungen in allen unseren Fortbildungen war die grundsätzliche Offenheit der Teilnehmenden, sich auf die Reflexion der eigenen Stereotype und Vorurteile einzulassen. Dafür möchten wir allen, die an unseren Fortbildungen teilgenommen haben, bei unseren Vorträgen mitdiskutiert haben und uns als Kooperations- und Vernetzungspartner unterstützt haben, danken.

Eine Herausforderung auf der eher persönlichen Ebene war es, immer wieder die Balance herzustellen zwischen professionellem Anspruch, sich selbst einlassen auf die Diskussion und Reflexion von eigenen Stereotypen und ggf. Aushalten von expliziten oder versteckten Vorurteilen. Es war eben die daraus entstehende Echtheit oder Authentizität, die uns einen engen Kontakt und intensive Arbeit mit den Teilnehmenden ermöglicht hat.

Auch wenn heute nicht alle Mitglieder unseres wissenschaftlichen Beirats teilnehmen konnten, sei allen an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich gedankt. Mit ihrer Unterstützung haben wir während und außerhalb der Sitzungen es geschafft, immer wieder die Balance zwischen Theorie und Praxis, Selbstreflexion und methodischer und didaktischer Umsetzung herzustellen.

Ilka Borchardt, Heiko Reinhold

Projektteam „Homosexualität und Familien“

*Vortrag anlässlich der Fachtagung „Homosexualität in der Familie – Angehörige kompetent begleiten“ des LSVD am 20. März 2014 in Berlin